



DAVID FOENKINOS, 1974 geboren, lebt als Schriftsteller und Drehbuchautor in Paris. Seit 2002 veröffentlicht er Romane, darunter den Millionenbestseller *Nathalie küsst*, der auch als Film mit Audrey Tautou das Publikum begeisterte. *Biete Krise, suche Glück* (ursprünglich 2014 unter dem Titel *Zurück auf Los* erschienen) ist wie sein jüngster Bestseller, *Das geheime Leben des Monsieur Pick* (2017), eine wunderbar amüsante Komödie voller überraschender Wendungen.

Biete Krise, suche Glück (Zurück auf Los) in der Presse:

»Ein großes Glück in Romanform.«

Süddeutsche Zeitung

»Eine bittersüße Tragikomödie. Witzig und schlagfertig, ohne je in Klamauk abzudriften, erzählt David Foeningos vom Älterwerden, vom Scheitern und vom Neuanfang.«

Focus

»Es sind kleine aphoristisch verdichtete Beobachtungen, mit denen David Foeningos seinen Esprit und sein komisches Talent demonstriert.«

WDR 5

»David Foeningos' Roman ist brillantes Kino. Nur eines ist kritikwürdig: Das Lesevergnügen ist einfach zu kurz.«

Badisches Tagblatt

Außerdem von David Foeningos lieferbar:

Charlotte. Roman

Das geheime Leben des Monsieur Pick. Roman

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de
und Facebook.

David Foenkinos

Biete Krise,
suche Glück

Roman

Aus dem Französischen
von Christian Kolb

Die französische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
La tête de l'emploi bei Éditions J'ai lu, Paris. Die deutsche
Erstausgabe erschien 2014 im Verlag C. H. Beck, München,
unter dem Titel *Zurück auf Los*.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2017

Copyright © 2013 by David Foenkinos

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by
Verlag C. H. Beck oHG, München.

Dort erschienen unter dem Titel *Zurück auf Los*.

Copyright dieser Ausgabe © 2017 by

Penguin Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlag: Lübbeke, Naumann, Thoben, Köln

Umschlagmotiv: Rüdiger Trebels

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10094-2

www.penguin-verlag.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

ERSTER TEIL

1

Eines Tages hatten meine Eltern den merkwürdigen Einfall, ein Kind in die Welt zu setzen: mich.

Ihre Beweggründe haben sich mir nie erschlossen. Gut möglich, dass sie ihnen selbst schleierhaft sind. Vielleicht wollten sie ja ein Kind haben, weil sie die Dinge immer ein bisschen so machen wollten wie die anderen. Ich spüre noch die Erschütterungen der Anfangszeit in mir, als ich durch das Wohnzimmer kugelte wie ein unwirklich anmutendes Bündel. Meine Eltern fassten mich mit spitzen Fingern an und küssten mich mit gespitzten Lippen. Es war fast so, als würden sie einen Sicherheitsabstand wahren, als hätten sie Angst davor, mir ihre Liebe zu geben, Angst davor, sich so etwas wie eine Krankheit einzufangen, über die sie nie hinwegkommen würden. Wer weiß das schon? Sie hätten sich mit Güte infizieren und Lust auf ein zweites Kind bekommen können.

Ich übertreibe sicherlich ein wenig. Aber das tut man immer, oder? Mir ist noch nie jemand begegnet, der in der Lage gewesen wäre, in einem gesetzten, angemessenen und

redlichen Ton über seine Eltern zu sprechen. *Bestimmt* ist das, was ich als Zurückhaltung interpretiere, ihre Art, mich zu lieben. Denn ihre Liebe existiert. Ich besitze kein Lexikon, das diese Liebe definiert, aber ich habe durchaus das Gefühl, dass sie vorhanden ist. Auch wenn sie sich nicht konkret äußert. Wenn wir hin und wieder miteinander telefonieren, haben wir uns so gut wie nichts zu sagen. Unbeteiligt streifen wir verschiedene Themen, und doch liegt in diesen leeren Worten ein Hauch von Zärtlichkeit. Man muss nicht immer reden. Wir lieben uns so, wie sich wohl Pantoffeltierchen lieben. Und ich denke, das passt ganz gut zu mir. Wahrscheinlich habe ich die Hoffnung aufgegeben, dass meine Eltern mich eines Tages so lieben könnten, wie ich mir das vorstelle. Aber man kann machen, was man will, Liebe kann man nie genug bekommen.

Unsere Geschichte hat schon mal schlecht angefangen: Sie gaben mir den Namen Bernard. Eigentlich ist das ja ein netter Vorname. Im Laufe meines Lebens habe ich zudem die Bekanntschaft des einen oder anderen Bernard gemacht, der mir in eher guter Erinnerung geblieben ist. Mit so einem Bernard lassen sich angenehme Abende verbringen. Man gelangt im Nu zu einem stillschweigenden, um nicht zu sagen unverzüglichen Einvernehmen und klopft ihm leicht auf die Schulter, dem Bernard an sich. Ich könnte mich also glücklich schätzen, solch einen Namen zu tragen, der sich als regelrechte Propagandamaschine der Freundschaftswerbung gebärdet. Doch so ist es nicht. Allmählich tat sich mir die dunkle Seite dieses Namens auf. Der potenzielle Abgrund, der in ihm steckt.

Wie soll ich sagen? Ich glaube, alles in allem wirkt sich der Name nicht sehr vorteilhaft aus. Es tickt eine Zeitbombe in ihm, es schwelt in ihm die große Niederlage, und das habe ich mein Leben lang gespürt. Es gibt Namen, die klingen wie der Vorspann des Schicksals. Bernard taugt bestenfalls für eine Komödie. Jedenfalls beruft einen der Name nicht gerade dazu, das Menschengeschlecht zu revolutionieren.

Einem Kind einen Namen zu geben ist gar nicht so einfach. Man soll ja auch nicht übers Ziel hinausschießen. Ich wundere mich immer, wenn Leute ihr Kind Odysseus nennen. Man stelle sich das arme Kind vor, wie es erschrocken die eigenen Fußstapfen betrachtet. Und sein Kind Marilyn oder Lolita zu nennen birgt natürlich auch gewisse Risiken. Bei solchen Namen bleibt einem dann keine Wahl mehr. Man muss die Sinnlichkeit im Blut haben. Insofern darf ich mich gar nicht beklagen. Bernard mag vielleicht nicht unbedingt für Erfolg stehen, aber der Name hat nun auch nichts Abstoßendes. Man könnte fast sagen, es ist eigentlich ein charmanter Name. Könnte man *fast* sagen. Nun ja, das ist bezeichnend für mich. Ein Name ohne Extravaganzen, der keinen großen Wirbel macht. Ich kann mich nämlich nie für irgendwas entscheiden, gehöre zu der Sorte, die nie weiß, auf wessen Seite sie sich schlagen soll. Oft höre ich, wie Leute sich darüber unterhalten, welche Rolle sie wohl im Zweiten Weltkrieg gespielt hätten. Widerstandskämpfer oder Kollaborateur? Für mich wäre die Sache ganz klar gewesen: weder das eine noch das andere.

Mein Vater heißt Raymond, und auch wenn er kein Widerstandskämpfer* war, so hat er das Kriegsgeschehen doch grimmig vom Fenster aus mitverfolgt. Gern wäre er in den Kampf gezogen, aber dazu war er in den 40er-Jahren noch zu jung. Das heißt, als sein älterer Bruder gleich zu Beginn der deutschen Angriffe an der Front sein Leben lassen musste, war er zwölf. Der kleine Raymond hing ein Bild von seinem Helden über dem Bett auf. Seine Eltern versetzte der Tod des ältesten Sohns in einen apathischen Zustand. Raymond sah sie langsam sterben, obwohl sie doch immer noch am Leben waren. Sie verkommen zu Schatten ihrer selbst, und selbst die Befreiung vermochte sie von nichts mehr zu befreien. Sie blieben im Geiste für immer im Jahr 1940 gefangen, dem Jahr des fatalen Telegramms. Als sie ein Jahr nach Kriegsende nach Orléans umzogen, fand sich Raymond allein in Paris wieder. Anfangs steckte ihm die Angst in den Knochen, und er musste sich eingestehen, dass er gewiss keinen guten Soldaten abgegeben hätte. Alles machte ihm Angst, und so fand er auch keine Freunde. Das lähmende Schweigen in seinem Elternhaus hatte mit den Jahren jegliche soziale Kompetenz in ihm ausgelöscht. Er nahm ohne große Überzeugung ein Studium der Rechtswissenschaften auf, das er beim Anblick all der jungen Leute, die in der Blüte ihrer Jahre standen und sich ihrer Sache so sicher zu sein schienen, jedoch schnell wieder aufgab. Schließlich fand er eine Stelle, die ihm besser zu Gesicht stand: Er wurde

* Also das ist jetzt im historischen Sinn gemeint. Um mit meiner Mutter verheiratet sein zu können, ist nämlich auch eine gewisse Widerstandskraft vonnöten.

Nachtportier in einem Hotel. Wenn er des Nachts an seiner Rezeption saß, war er endlich in seinem Element. Manchmal stelle ich mir vor, wie mein Vater da sitzt, glücklich und behütet, in seinem finsternen Kokon.

In diesem Hotel lernte er Anfang der 50er-Jahre übrigens auch Martine kennen: meine Mutter. Sie war zur Beerdigung ihrer Großmutter nach Paris gekommen (sie war aus Orléans, reiner Zufall) und musste ihre Freude, endlich die Hauptstadt zu sehen, daher unterdrücken. Während die Eltern am Boden zerstört waren, konnte sie vor Aufregung nachts nicht schlafen, denn sie war zum ersten Mal in der Stadt, in der das pralle Leben tobte. Jeden freien Moment nutzte sie, lief durch die Straßen und verlor gern die Orientierung. Indem sie die Pariser Luft atmete, hatte sie das Gefühl, den Jazz in sich einzusaugen, eine Traumwelt zu betreten. Sie war erfüllt vom Mythos von Saint-Germain-des-Prés, und dazu brauchte sie lediglich den Mund aufzutun. Es fällt mir etwas schwer, mir meine Mutter als junge Frau vorzustellen. Die Jugend der eigenen Eltern ist ein Roman, den man nie zu Papier bringt. Man greift Situationen heraus, klebt Fetzen aneinander und häuft Kommata an, aber irgendwie haftet dieser Wirklichkeit doch immer etwas Falsches an. Das Bild, das ich von Raymond und Martine habe, ist von der Gegenwart geprägt. Ich sehe sie vor mir, in Hausschuhen, wie sie vor dem Fernseher sitzen, wie sie sich wegen unerwarteter Unkosten streiten, ich sehe, wie sie immer älter, intoleranter und langsamer werden, aber jetzt wird meine Mutter immer schneller, sie läuft durch die Straßen von Paris und

fühlt sich schon richtig heimisch. Nach ein paar Tagen hat sie die prachtvolle Gewissheit: Sie will hier nicht mehr weg. Fehlt nur noch der Grund zu bleiben. Und solche Gründe finden sich oft im Parterre.

Raymond saß hübsch artig auf seinem Platz, erstrahlte in seinem gedämpften Ehrgeiz und schenkte der jungen Frau, die sich zusammen mit ihren Eltern in seinem Hotel einquartiert hatte, ein schüchternes Lächeln. Martine hatte zwar noch keinerlei Erfahrungen, verstand sich wie jede Frau jedoch ganz gut darauf, intensive männliche Blicke zu deuten. Sie verstand, dies war kein ausgesuchter Höflichkeitsblick, kein Profiblick eines Hotelangestellten. Sie erkannte in diesem Blick das Spiegelbild ihrer eigenen Verwirrung wieder. In Orléans wäre ihr der junge Mann womöglich gar nicht aufgefallen, aber in Paris steigerte sich seine Bedeutung ins Unermessliche. Raymond war eben zur richtigen Zeit am richtigen Ort (damit ist sein größtes Verdienst genannt). Und dieser Umstand entlockte Martine ebenfalls ein Lächeln. Wir befinden uns im Jahre 1953. Stalins Tod verdrängt Prokofjews Tod gerade aus den Schlagzeilen, doch das zählt für meine Eltern nicht. In der Nacht vor ihrer Abreise steigt meine Mutter die Treppen herab, sie hat ein Rendezvous mit dem Nachtportier. Und sie küssen sich.

Danach vergingen die Jahre.

Während ich auf die fünfzig zugehe, senkt sich über meine Eltern bereits der Lebensabend. Achtzig erschien

mir vor Kurzem noch wie ein biblisches Alter. Meine Eltern leben so heimlich, still und leise vor sich hin, als würden sie darauf spekulieren, dass der Tod sie vergessen könnte. Das ist sicherlich das Rezept für ein langes Leben: nur keinen Wirbel machen. Und daher sollte man auch nicht zögern, auf ein Paar Pantoffeln zurückzugreifen. Meine Eltern sind geradezu besessen von ihren Pantoffeln. Wenn ich zu ihnen zu Besuch komme, werde ich noch vor dem Hallosagen oder einem wie auch immer gearteten Gesprächsbeginn genötigt, in die Schlappen zu schlüpfen. Meine Frau, die von Beruf Psychoanalytikerin* ist, interpretiert die Sache so, dass meine Eltern vereiteln wollen, dass ich irgendwelche Spuren hinterlasse. Aber das ist wahrscheinlich eine überzogene Sicht der Dinge.

Es gibt noch etwas anderes, was mich beschäftigt, eine Frage, die sich wohl alle Einzelkinder stellen. Warum wollten meine Eltern kein zweites Kind? Lag es an mir? Einzelkinder sind ständig hin- und hergerissen zwischen den beiden folgenden Optionen: Entweder war mit der Geburt des ersten Kindes der Fortpflanzungsdrang der Eltern bereits vollends gestillt. Oder aber ein einziges Kind hat gereicht, um den Wunsch nach einem zweiten zum Erliegen zu bringen. In anderen Worten: Waren meine Eltern entzückt von mir, oder habe ich ihnen das Leben versaut? Wie auch immer, unser Verhältnis war hauptsächlich durch vollkommenes gegenseitiges Unverständnis geprägt. Die Beziehung des einzigen Sohns zu

* Das heißt, die Psychoanalyse ist mein täglich Brot.

seinen Eltern stellte sich seelenlos dar. Ich beneidete fast solche Familien, in denen Unstimmigkeiten unter hysterischen Schreien und Tränen zum Ausbruch kamen. Bei uns gab es nie jemanden, der für einen kleinen Streit die notwendige Energie aufgebracht hätte.

Ich habe mir schon oft gedacht, dass meine Eltern eigentlich ganz gute Romanfiguren abgeben würden. Man dichtet stillen Wassern immer die seltsamsten Eigenschaften an. Hält sie gar für unergründlich. Das wirft Fragen beim Leser auf. Sind die womöglich nicht ganz dicht? Oder einfach aalglatt? Oder was weiß ich. Ich glaubte immer, ich bin vielleicht nicht in der Position, um meine Eltern richtig zu verstehen. Doch so kann man das nicht sagen. Die kommenden Monate sollten jedenfalls nicht nur mich in Aufruhr versetzen, sie sollten auch die Beziehung zu meinen Eltern von Grund auf verändern.

2

Auch wenn die Jahre an der Seite meiner Frau so dahingegangen sind, ist es mir doch immer noch eine große Lust, neben ihr aufzuwachen. Meist bestaune ich dann ihre langen schwarzen Haare auf dem weißen Kissen. Haartechnisch betrachtet, liebe ich sie wie am ersten Tag. Es würde mir schon reichen, bloß mit ihren Haaren verheiratet zu sein. Man kann nun aber nicht behaupten, dass wir zu jener Sorte von Ehepaaren gehören, die nur noch nebeneinanderher leben. Wenn ich Nathalie ansehe, hüpfert mein Herz vor Freude, zwar nicht immer, vielleicht sogar selten, doch es kann jederzeit geschehen, dass mich in ihrer Gegenwart ein Glücksschlag trifft. Proust nennt solche Phänomene *Herzaussetzer* – ich liebe dieses Wort, obwohl ich mir nicht sicher bin, ob ich es richtig begreife. Genauso liebe ich den Namen meiner Frau. Ich finde ihn so schön, wie ich den meinen hässlich finde. Nathalie bedeutet «Geburt». Und es klingt wie ein Versprechen.

Zu der Zeit, als ich meine Nathalie kennenlernte, wurde Nathalie Baye mit dem französischen Filmpreis ausgezeichnet. Ich weiß nicht mehr, für welche Rolle. Für die

in *Der Verrat* wahrscheinlich. Ja, es muss wohl der *Verrat* gewesen sein. Mein Gedächtnis war noch nie meine große Stärke. Ich vergesse schnell, Filmtitel vor allen Dingen. Doch die erste Begegnung mit der Frau, die dann meine Frau werden sollte, wird mir für immer im Gedächtnis bleiben. Sie trug ein gestreiftes Matrosenshirt und bewegte sich langsamen Schrittes, extrem langsamen Schrittes, so langsam, dass ich mich frage, ob sie sich überhaupt bewegte. Aber das kommt mir ja entgegen. Mir gefällt eine möglichst erstarrte Vorstellung unseres ersten Zusammentreffens. Ich meine, um ihretwillen. Aus meiner Sicht steht nämlich fest: Ich stürzte. In dem Augenblick, in dem ich ihr gegenübertrat, rutschte ich weg und stolperte in ihr Leben. Wenn wir uns streiten, sagt sie manchmal zu mir:

»Das hätte ich mir doch gleich denken können. Wie konnte ich mich bloß auf ein Leben mit jemandem einlassen, der einfach auf mich draufgefallen ist? Ich hätte mich vor dir in Acht nehmen müssen. Die Zeichen richtig deuten sollen.«

»Aber ... du hast gesagt, dass du das ganz schön fandst.«

»Du hast dir das Schlüsselbein gebrochen, und ich hab dich ins Krankenhaus begleitet. Ich frage mich, was ich daran auch noch schön finden sollte.«

»Nathalie, du kannst alles infrage stellen und mir alles vorwerfen, aber das nicht. Unsere erste Begegnung war nämlich schon schön ...«

» ... «

Ich hatte recht. Unsere erste Begegnung war schön. Dass ein solches Rendezvous in einem Krankenhaus stattfindet, kommt ganz selten vor. Wenn wir uns also manchmal streiten, voneinander enttäuscht sind und sogar den Gedanken in Betracht ziehen, dass wir mit einem anderen Partner vielleicht glücklicher sein könnten, weiß ich, dass wir uns in Illusionen wiegen. Eine andere Beziehung eingehen hieße, die Wirklichkeit zu vergessen.

Beim Verlassen des Krankenhauses hatte ich einen dicken Verband. Ich stellte mich namentlich vor, und Nathalie schenkte mir ein breites Lächeln. Ohne mich als Paranoiker ausgeben zu wollen, kann man wohl sagen, dieses Lächeln bedeutete so viel wie: »Mit dem fetten Verband siehst du auch wie ein waschechter Bernard aus.« Wir gingen ein bisschen spazieren. Ich denke oft zurück an diesen Abend, an dem sich mein Schicksal wendete. In den 80er-Jahren war es leicht, sich zu verlieben. Ich liebe die 80er. Sie werden oft karikiert, als vulgär geschmäht und als eine Zeit bezeichnet, in der der zügellose Umgang mit Geld regierte. Doch mit Abstand betrachtet und im Vergleich zu der stetig wachsenden Skrupellosigkeit heute erscheinen mir die 80er geradezu dezent.

Die ersten Monate mit Nathalie waren zumindest verblüffend. Sie studierte mit Leidenschaft Psychologie. Ich hoffte jedes Mal, wenn sie mich bat mich hinzulegen, auf ein kleines erotisches Ereignis, aber nein: Sie wollte mich nur analysieren. Es bestand somit nie wirklich ein Zusammenhang zwischen horizontaler Lage und Geschlechts-

verkehr. Ich diente ihr als Versuchskaninchen. Sie wollte mich zum Reden bringen, wollte, dass ich ihr meine Kindheitserlebnisse erzähle. Was ich von der Beziehung zu meinen Eltern zu berichten hatte, interessierte sie brennend. Wenn ich so zurückblicke, denke ich mir, dass es mir vielleicht nur dank der Neurosen meiner Eltern sowie ihrer an mich weitergegebenen Neurosen gelungen ist, meine Frau zu betören. Dennoch reichten diese Neurosen für kaum mehr als zehn Sitzungen aus. Sie schien enttäuscht: Ich war gar nicht übermäßig kompliziert. Unsere Liebe erwies sich als einigermaßen unnütz für ihr Studium. Also bemühte ich mich, manisch-depressiv zu werden, legte alle erdenklichen Formen von süßem Wahnsinn an den Tag, um den Eindruck eines faszinierenden Falls zu erwecken. Keine leichte Aufgabe, vor allen Dingen für einen Mann wie mich, der vor Normalität eigentlich nur so strotzte.

Die Anstrengungen, die ich unternahm, um ihr zu gefallen, blieben anscheinend nicht ohne Wirkung. Eines Tages wurde ich erlöst: »Bernard, ich bitte dich, werd wieder normal.« Ich fürchtete, sie könnte sich langweilen, wenn sie merkte, wie ich wirklich war. Aber etwas war mit mir geschehen. Indem ich den Verrückten spielte, war ich irgendwie origineller geworden. Die Winkelzüge, zu denen ich mich aufgeschwungen hatte, machten mich glücklich, es war, als hätten mich die Ausflüge zu anderen Wesen wachgerüttelt. Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, mit mir selbst im Einklang zu sein. Vielleicht lag das auch an der Liebe, die in mir wohnte. An dem Gefühl,

das Herz am rechten Fleck sitzen zu haben. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir ein Abend, an dem wir uns lange küssten, und dieser Kuss unterschied sich irgendwie von den anderen, es war *ein beispielloser Kuss*, ein Kuss, auf den alle anderen Küsse Bezug nehmen sollten. Das war ein paar Monate nachdem wir uns kennengelernt hatten. Ich hatte keine Angst mehr. Ich wusste, Nathalie und ich würden heiraten.

3

Zwanzig Jahre später zog unsere Tochter Alice von zu Hause aus. Der Geschmack des *beispiellosen Kusses* lag mir noch auf der Zunge, und schon stand die Frucht unserer Liebe mit zwei schweren Koffern beladen auf dem Absatz. Das Leben ist ein Rad, das immer schneller an der Zeit dreht. Alice ging davon, und wir saßen allein da. Im Grunde war es ja unsere eigene Schuld. Warum waren wir auch so dumm gewesen und hatten nur ein Kind gezeugt? Obwohl ich mir (wie alle Welt) geschworen hatte, nicht die Tristesse zu reproduzieren, die ich selbst erlebt hatte. Die Tristesse des Einzelkinds. Aber Nathalie wurde kein zweites Mal schwanger. Die Ungerechtigkeit der Natur machte mich vollkommen fertig, es kam mir so vor, als trüge ich die Gene der Einsamkeit in mir. Der tägliche Anblick von Alice linderte die Enttäuschung, aber nun leuchtete mir auch dieser Sonnenschein nicht mehr. Kinder, die ausziehen, kehren nie ins Elternhaus zurück ...

Nathalie und ich strengten uns an, unsere Verzweiflung zu verbergen, doch Alice sah sie uns an. Sie spielte die Bedeutung ihrer Abreise herunter: »Okay, ich fliege

nach São Paulo, aber es ist doch nur für ein Praktikum. Und wir können ja skypen ...« Dieser letzte Satz gab mir den Rest. Ich hatte sie doch nicht in die Welt gesetzt, um ein Bild von ihr auf einem Monitor zu verehren und um mit ihr Unterhaltungen zu führen, die den Lauenen von irgendwelchen chaotischen Internetverbindungen unterworfen waren. Ich war es gewohnt, meine Tochter in den Arm zu nehmen. Punkt. Sie betonte noch einmal, es sei ja nur für ein Jahr, höchstens zwei ... das Praktikum sei eine großartige Chance. Da hatte sie wiederum recht. Ich wollte mich gern von ihr überzeugen lassen, doch der Anblick der beiden Koffer spottete meiner guten Absichten. Da standen die zwei wie Diebe meiner Vergangenheit. São Paulo, das durfte einfach nicht wahr sein. Das klang nicht seriös. Brasilien ist doch kein Land, wo man hinfährt, um ein Praktikum zu machen. Da fährt man hin, um Cocktails zu trinken und seine Brüste zur Schau zu stellen. Oder man geht tanzen und spielt barfuß Fußball am Strand. Ein Urlaubsland eben. Ganz im Ernst, warum musste es ausgerechnet Brasilien sein? Kehrt man aus so einem Land eigentlich je wieder zurück? Wahrscheinlich würden ihr unser popeliges Frankreich, unser gemäßigttes Klima und unsere stinknormalen Leute hinterher leicht dämlich vorkommen. Alice würde bestimmt im Nu Feuer und Flamme sein für Brasilien, und wir würden sie nie wieder zu Gesicht bekommen. Ich war in großer Sorge. Dabei hatte sie hier doch ihren gesamten Lebensmittelpunkt, ihre Freunde und, nicht zu vergessen: uns.



David Foenkinos

Biete Krise, suche Glück

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-328-10094-2

Penguin

Erscheinungstermin: Mai 2017

Wenn das Leben mal so richtig verrückt spielt

Bernard ist fünfzig geworden und rechnet mit einem ruhigen Leben bis ans Ende seiner Tage. Da passiert es: Eine Reihe von Katastrophen fegt alle Gewissheiten fort. Es beginnt mit Nathalie, Bernards Frau mit den schönen langen Haaren, die er so großartig findet, dass es ihm gereicht hätte, bloß mit ihren Haaren verheiratet zu sein. Doch plötzlich ist die Ehe in einer Krise. Dann setzt ihn sein Chef vor die Tür, und mittellos, wie er ist, muss er bei den Eltern in sein altes Kinderzimmer einziehen. Als diese auch noch versuchen, ihn mit einer Frau zu verkuppeln, die wie er Schiffbruch erlitten hat, wagt er zum ersten Mal etwas ganz Verrücktes ...

Die deutsche Erstausgabe erschien 2014 unter dem Titel "Zurück auf Los".



[Der Titel im Katalog](#)